

BRIAN  
LUMLEY  
DER MAKEL  
Cthulhu-Mythos-Novellen

Aus dem Englischen von Alexander Amberg

FESTA

Die Originalausgabe  
*The Taint and Other Novellas*  
erschien 2007 im Verlag Subterranean Press.  
Copyright 2007 by Brian Lumley

›Born on the Winds‹, übersetzt von Andreas Diesel und  
Frank Festa. Entnommen aus *Der Cthulhu-Mythos 1917–1975*,  
Festa Verlag 2002.

Einmalige Vorzugsausgabe Juli 2026  
Limitiert auf 1500 Exemplare  
Copyright © dieser Ausgabe 2026 by  
Festa Verlag GmbH  
Justus-von-Liebig-Straße 10  
04451 Borsdorf  
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
shop@festa-verlag.de

Titelbild und Illustrationen: © 2007 by Bob Eggleton  
Alle Rechte vorbehalten



## INHALT

Vorwort	7
Der Schrecken von Oakdeene	13
Herr des Windes	65
Das Grauen auf dem Jahrmarkt	147
Der Makel	209
Die Auferstehung mit Surtsey	305
Herr des Gewürms	361
Das Haus des Tempels	465
Quellen und Originaltitel	523



## VORWORT

Der Cthulhu-Mythos.

Nur drei Worte, aber irgendwie schon faszinierend an sich. Stellen Sie sich vor, jemand stolpert zum ersten Mal darüber. Besser noch, versuchen Sie sich daran zu erinnern, wann Sie zum ersten Mal in einem Buch makabrer Fiktion darauf stießen. Denn selbst wenn Sie noch nie etwas von Howard Phillips Lovecraft gehört hätten oder von seinem größten Fan und Verleger August Derleth oder von dem Verlag Arkham House, von dem Horrormagazin *Weird Tales* oder von überhaupt jemandem aus dem ursprünglichen Lovecraft-Zirkel oder späteren Nachahmern oder »literarischen Jüngern« von HPL, würden diese Worte aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem noch eine Saite zum Schwingen bringen – wenn auch nur, weil sie Sie dazu veranlassten, sich zu fragen: »Der Cthulhu-Mythos? Was, zum Teufel, ist das denn?«

Und wie könnte man einem solchen Neuling in der unheimlichen Literatur – denn Sie könnten ja dann

schwerlich etwas anderes sein als ein Neueinsteiger – die Aussprache jenes gefürchteten Namens beschreiben oder erklären, der für diese beispiellose Mythologie von zentraler Bedeutung ist: Cthulhu? (Wollen Sie denn ernsthaft erfahren, ob man den Namen nun pfeift oder gurgelt?)

Nein, ich werde nicht versuchen, Ihnen in dieser kurzen Einleitung eine detaillierte Erklärung des Cthulhu-Mythos zu geben. Zahllose, mannigfaltige Autoritäten haben dies bereits in ebenso zahllosen Beiträgen und Büchern getan, und wahrscheinlich hätten Sie diesen Band ja gar nicht gekauft, wüssten Sie nicht zumindest schon ein bisschen über H. P. Lovecrafts literarisches Vermächtnis.

Aber sollte der Mythos nach dem Lesen dieser Erzählungen immer noch ein Geheimnis für Sie darstellen – ich hoffe aufrichtig, dass dies nicht der Fall ist –, dann würde ich Sie an die Meister persönlich verweisen: an H. P. Lovecraft und Clark Ashton Smith, Robert E. Howard, August Derleth (natürlich) und Colin Wilson, an Ramsey Campbell und wahre Scharen weiterer Schriftsteller, darunter viele Autoren aus dem Programm von Arkham House und sogar Stephen King (Letzterer in seiner bemerkenswerten Geschichte ›Crouch End‹). Denn irgendwann haben sie sich alle am Cthulhu-Mythos versucht – wie Dutzende, nein, Hunderte andere auch, möchte ich hinzufügen. Zumeist Amateure, deren literarische Ergüsse dem Mythos dennoch nichts vom Glanz und geheimnisvollen Nimbus des ursprünglichen Konzepts nehmen konnten.

Ah, aber worin bestand beziehungsweise besteht dieses Konzept? Nun, genau genommen ist es nicht nur

ein Horror-Thema, sondern auch etwas aus dem Bereich der Science Fiction – es besagt, allerdings in ziemlich vielen weiteren Worten:

Dass diese Erde und ihre benachbarten »Dimensionen« seit Jahrhunderten, wenn nicht Äonen, eingekerkerte, schlummernde oder in ewigem Schlaf entrückte außerirdische Kreaturen verbergen, die unendlich böse sind (oder völlig gleichgültig). Ihre telepathischen Träume suchen den Geist gewisser künstlerisch begabter, empfindsamer und oft psychisch »labiler« Menschen heim, und zwar in einem Ausmaß, das diese Menschen dazu veranlasst, sowohl mit realen als auch metaphysischen Siegeln herumzupfuschen, die diese Großen Alten in ihren diversen vergessenen (versunkenen, begrabenen oder extra-dimensionalen) Gräften oder »Kammern« einschließen.

Was nun Cthulhu angeht: Man findet keine bessere Beschreibung von ihm als in HPLs eigener Geschichte *The Call of Cthulhu – Der Ruf des Cthulhu*. Jeder Horrorfan, der ihn noch nicht entdeckt hat, sollte dies jetzt tun, unverzüglich!

Ich selbst stieß auf den Mythos, als ich erst 13 oder 14 war, in einer Geschichte von Robert Bloch, berühmt durch seinen Roman *Psycho* (obwohl *Psycho* nur eine der Leistungen jenes großartigen Schriftstellers war). Die Kurzgeschichte hieß »Notebook Found in a Deserted House«. Von da an stolperte ich während der nächsten sieben oder acht Jahre in der Horrorliteratur, die ich las, immer wieder über verschiedene Hinweise, die auf einen oder mehrere miteinander verbundene Handlungsfäden hindeuteten; ein äußerst kompliziertes literarisches Thema, ein Netz merkwürdig ähnlicher Geschichten, gesponnen von einer Handvoll grundverschiedener

Autoren. Dies war natürlich ebender Stoff beziehungsweise das Gewebe des Cthulhu-Mythos, auch wenn es mir damals nicht gelingen wollte, einen zuverlässigen Zusammenhang herzustellen. (Donald A. Wollheim von DAW Books wies mich auf einen anderen Zusammenhang hin, der mir entgangen war. Ich wurde nämlich am 2. Dezember 1937 geboren, exakt neun Monate nach Lovecrafts Tod. Wollheim fand die Chronologie oder Synchronizität interessant; ich finde, es ist reiner Zufall.)

Aber als ich schließlich, als junger Soldat eingezogen und in Deutschland stationiert, ein ganzes Buch mit Erzählungen nur von Lovecraft selbst fand, mit dem Titel *Cry Horror!* (der britische Titel eines ursprünglich bei Arkham House in den USA veröffentlichten Bandes), verschmolzen plötzlich all diese vagen Hinweise und Anspielungen in meinem Kopf zu diesem einmaligen, bemerkenswerten literarischen Konzept, diesem fiktiven Phänomen namens Cthulhu-Mythos! Allerdings ...

... war ich damals noch kein eigenständiger Schriftsteller, und es sollte noch einige Zeit dauern, tatsächlich mehrere Jahre, bis ich selbst in die Stränge dieses Netzes gelockt wurde ...

In einer seiner Einführungen beschrieb August Derleth mich einst als »*jungen* britischen Autor«: Die Hervorhebung ist von mir. So jung war ich nämlich nicht. Ich war 29, als ich, nachdem ich mittlerweile fast alles verfügbare Lovecraft-Material gesammelt hatte, Derleth von Arkham House anschrrieb, um Bücher zu bestellen. Mit dem Geld schickte ich ihm auch einige »Auszüge« aus einer Handvoll zweifelhaft betitelter »schwarzer Bücher«, Überbleibsel antiker, nun ausgestorbener Zivilisationen,

welche die unterschiedlichen Vorstellungen von den »Göttern« und »Dämonen« des Cthulhu-Zyklus entweder verehrten oder scheuten. Diese verbotenen Bände entsprangen meiner eigenen Erfindungsgabe (dabei trat ich in die Fußstapfen von HPL und anderen), und Derleth schien davon sehr angetan. Er ließ durchblicken, dass ich es vielleicht einmal mit »etwas Handfestem aus dem Mythos versuchen« sollte für eine Anthologie, die er *Tales of the Cthulhu Mythos* nennen wollte. Selbstverständlich machte ich mich sofort daran!

Also, warum hatte ich es vor dieser Aufforderung noch nicht probiert? Aber das hatte ich! Als Junge von zwölf oder 13 hatte ich eine Science-Fiction-Story, äh, »verfasst« und las sie meinem Vater vor. Er war Grubenarbeiter, ein kluger Mann, stand jedoch mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen. Und er meinte: »Aye, alles sehr nett, Junge – aber das Geschreibsel bringt kein Geld ein.« Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass jemand einen ausreichenden Lebensunterhalt verdienen konnte, indem er Geschichten schrieb. Und ich muss ihm zugestehen, dass ein Großteil der Schriftsteller damals überhaupt nicht gut bezahlt wurde.

Abgesehen von alledem begann ich nun (oder vielmehr damals) im Alter von 29 Jahren für Derleth von Arkham House zu schreiben, und natürlich so ziemlich in der Art von Lovecraft; jene frühen Geschichten waren durchdrungen vom fantastischen, fiktiven Hintergrund des Cthulhu-Mythos. Hier also hatten die meisten Geschichten in diesem Buch ihre Anfänge. Ich sollte jedoch darauf hinweisen, dass nicht alle meine Mythos-Geschichten nach HPL klingen; es sind nicht

alles sklavisches Pastiches wie Derleths eigene angebliche »Zusammenarbeiten« mit Lovecraft. Denn die Themen mögen zwar im Stile Lovecrafts erzählt sein, dennoch handelt es sich um meine eigene Stimme.

Meine Arbeit in dieser Manier hat zwei verschiedene Ausprägungen: Novellen und kürzere Geschichten. Das Buch, das Sie in Händen halten, entstammt dem ersten von zwei zusammengehörenden Bänden; es enthält die Novellen.

Band zwei wird die meisten meiner Mythos-Kurzgeschichten enthalten, die meiner Meinung nach einer solchen Hardcover-Sammlung würdig sind. Die hier vorgestellten Geschichten sind nicht in chronologischer Reihenfolge, aber für Leser, die sich für derartige Dinge interessieren, habe ich als Vorbemerkungen zu jeder Novelle das Wann, Wo und Warum der Entstehung aufgenommen.

Aber genug von mir; nun lasse ich den Cthulhu-Mythos sich besser selbst erklären ...

Brian Lumley



## DER SCHRECKEN VON OAKDEENE

*Meine ersten Geschichten wurden 1968 von August Derleth veröffentlicht. Das heißt, als ich ihm in der ersten Hälfte des Jahres 1970 diese Novelle schickte, war ich noch ein relativer Anfänger. Außerdem war ich noch in der britischen Armee: Rekrutierungs-Sergeant, ausgerechnet in der Stadt Leicester. Die Geschichte wurde (schließlich) von Derleths Verlag Arkham House veröffentlicht, aber ich musste ganze sieben Jahre warten, um sie in der gleichnamigen Hardcover-Sammlung gedruckt zu sehen, ein Buch, das mittlerweile längst vergriffen ist. ›The Horror at Oakdeene‹ – ganz offensichtlich das Werk eines Anfängers und sehr stark von Lovecraft beeinflusst – ist eine von einer Handvoll Geschichten, die bisher nicht nachgedruckt wurden ...*

Im Sommer 1935 machte Martin Spellman am Oakdeene Sanatorium eine Ausbildung als Krankenpfleger in der Psychiatrie. Er war 24 Jahre alt und durchaus sehr ambitioniert – allerdings nicht in der Krankenpflege. Seit seinen frühen Teenagerjahren bestand Spellmans einziger Ehrgeiz darin, Schriftsteller zu werden. Aufgrund eines ziemlich merkwürdigen, makabren Hanges sollte sein erstes geplantes Werk eine Sammlung seltener beziehungsweise herausragender Fälle von Geisteskrankheit werden. Darum hatte er beschlossen, dass es, um einen Einblick aus erster Hand in sein Thema zu gewinnen – ein Gefühl für Nervenheilstätten sozusagen –, am besten war, in so einer Einrichtung zu arbeiten.

Natürlich verschwieg Spellman wohlweislich seinen wirklichen Anlass, sich für die Ausbildung zu bewerben. Doch das bedeutete nicht, dass er in dem Job, zu dem er sich verpflichtete, nicht sein Bestes geben wollte. Die Mindestvertragslaufzeit betrug ein Jahr, dazu ein weiteres Probejahr als hauptamtlicher Pfleger. Martin stimmte diesen Bedingungen zur Förderung seines Projekts mit Freuden zu.

Seine Kollegen und Vorgesetzten waren gleichermaßen erstaunt über den ungewohnten Eifer, mit dem sich der junge Spellman in seine Arbeit stürzte. Jede Nacht, in der er keinen Dienst hatte, brannte in seinem Zimmer bis in die frühen Morgenstunden das Licht. Martin hatte seine dienstfreie Zeit folgendermaßen eingeteilt: Drei Stunden lang studierte er die Theorie der psychiatrischen Pflege, fünf Stunden arbeitete

er an seinem Buch. Dies ließ ihm in jedem beliebigen 24-Stunden-Zeitraum mindestens sechs Stunden zum Schlafen. Wenn er Nachtdienst hatte – ein-, zweimal pro Woche –, änderte er seinen Ablaufplan, damit er die gleiche Zeit für seine oben genannten Aufgaben aufbringen konnte.

Oft ertappte Martins unmittelbarer Vorgesetzter und Tutor, Dr. Welford, ihn im Spätsommer und Frühherbst des Jahres bei der Arbeit an seinen Manuskripten. Aber wer konnte sich schon darüber beschweren, wenn ein angehender Pfleger eine Reihe von Referaten oder Zusammenfassungen über die merkwürdigeren, komplexeren Fälle seines Berufs verfasste? Wenn überhaupt, sollte man Martin zu seinem emsigen Interesse an allen Details seiner Sanatoriumsroutine gratulieren.

In Wirklichkeit stellte Spellman sehr bald fest, dass ihm seine Arbeit am Institut nicht gefiel. Die Nachtdienste waren ihm ein besonderer Gräuel, wenn er hin und wieder notgedrungen durch die unteren Korridore von Oakdeene laufen musste, wo die schlimmsten Patienten untergebracht waren. Seine abgebrühteren, stoischen Kollegen nannten die Kellerstation »die Hölle«, und Martin Spellman hätte dieser scheinbar harten Bezeichnung nicht widersprochen. Es war tatsächlich die Hölle da unten. Die Lampen in den Korridoren tauchten die schweren Türen mit den kleinen, vergitterten Gucklöchern und den Schildern, auf denen kurz und knapp die Krankengeschichte der Zelleninsassen getippt stand, schonungslos in ihr Licht. Hinter jenen Türen, von Martin nur durch die Stärke der Eichenplatten und Bretter sowie die gummierte Wandverkleidung im Innern getrennt, hausten viele der schrecklichsten Irren Großbritanniens

im immerwährenden Grauen ihres eigenen Wahnsinns. Bei jedem Nachtdienst achtete Martin Spellman darauf, dass er seine stündlichen Rundgänge durch die Hölle durchaus gründlich, aber möglichst schnell hinter sich brachte.

Einer von Spellmans sogenannten »Kollegen« im Sanatorium, Alan Barstowe (ein hässlicher, vierschrotiger, längst ausgelernter Krankenpfleger von gut 35 Jahren), konnte dem Auszubildenden gelegentlich bei seiner Angst vor der als Hölle bekannten Abteilung aushelfen. Barstowe, so schien es, hegte nicht die geringste Furcht vor diesem Teil des Nachtdienstes, ja, in der unheimlichen Atmosphäre der nächtlichen Irrenanstalt schien er sich auf die stündlichen Besuche in der Keller-Station regelrecht zu freuen. Oftmals tauschte er den Dienst mit Spellman und sagte, dass es ihm nichts ausmache, nachts zu arbeiten – ja, dass er den Nachtdienst sogar lieber versehe als den am helllichten Tag. Jeder nach seinem Geschmack!

Spellmans Zimmer im Institut befand sich im Erdgeschoss – eine von vier Wohn-Schlafzimmer-Kombinationen –, von den beiden psychiatrischen Stationen auf der gleichen Etage durch verstärkte, schallisolierte Wände getrennt. Da es in Oakdeene mit der Anwerbung neuer Krankenpfleger schlecht lief, standen zwei der vier Unterkünfte leer. Das andere bewohnte Zimmer gehörte einem gewissen Harold Moody, ebenfalls ausgebildeter psychiatrischer Krankenpfleger mittleren Alters. Dass er teilweise taub war, war sicherlich kein Nachteil, da er direkt über der Hölle wohnte. Der Bodenbelag der Erdgeschossquartiere war definitiv nicht schalldicht. Nicht dass die Geräusche von unten Spellman oft störten. Aber ihm fiel

auf, dass die Insassen der Hölle immer außergewöhnlich laut waren, wenn Alan Barstowe Nachtdienst hatte. Dann schienen die Schreie, das Gestöhne und das Geplapper aus der Kellerabteilung den Steinfußboden unter seinem Bett mit einer Beharrlichkeit zu durchdringen, die in ihm eine innere Unruhe schürte und ihn oft bis vier oder fünf Uhr morgens wach hielt.

Schließlich kam eine Zeit, in der der Lehrling und Barstowe gemeinsam für den Nachtdienst eingeteilt wurden, und ehrlich gesagt war der jüngere Mann mit der Regelung kein bisschen zufrieden. So freundlich Barstowe auch wirken mochte, ganz zu schweigen von den Konturen seines Gesichts und seines Körpers, hatte der Mann etwas Abstoßendes an sich. Nichtsdestotrotz begann die Nachtschicht ganz normal um 21 Uhr, und nichts in Barstowes Verhalten bestätigte Spellmans Empfindungen oder konnte ihm unangemessene Sorge bereiten.

Die Anweisungen für den Nachtdienst enthielten die Bestimmung, dass jede Station inspiziert werden sollte – jede Zelle, jedes Zimmer und jeder Insasse wurde überprüft und, soweit möglich, einmal pro Stunde kontrolliert. Martin Spellman war zum Dienst in den unteren Abteilungen und der Hölle eingeteilt, während Barstowe die oberen Abteilungen hatte und die Räume der ruhigeren, nicht ständigen Insassen. Um 23 Uhr, als der Pflegelehrling im Begriff war, zum zweiten Mal in die gefürchtete Kellerstation mit ihrem Geplapper, dem Gefluche und Gestöhne aus den Gummizellen hinabzusteigen, rief ihn jemand von oben, als er gerade am Anfang der steinernen Stufen stand.

»He, Spellman! Warte einen Moment«, drang die kehliche Stimme des froschartigen Barstowe zu ihm herab.

Der Auszubildende blickte hoch zum Treppenabsatz im Obergeschoss und sah den untersetzten Kerl rasch die Treppe hinabsteigen. In der Hand trug Barstowe etwas, das aussah wie ein schwarzer Stock, circa 45 Zentimeter lang, mit einer silbernen Spitze.

Im Herunterkommen sah der Pfleger, dass Spellman seine Waffe anstarrte. Er hielt sie dicht am Körper, um sie so gut wie möglich zu verbergen. »Man muss auf alles vorbereitet sein, sage ich immer«, murmelte er mit einem angespannten Grinsen, als er neben dem Lehrling stehen blieb. »Hör zu, Martin«, wechselte er schnell das Thema, »ich weiß, dass du die Kellerstationen und die Hölle nicht besonders magst. Also wenn du Lust hast, bleibe ich hier unten und du kannst oben weitermachen. Ich war gerade dabei, Station vier zu kontrollieren – also wenn du möchtest ...«

»Station vier? Ich hätte nichts dagegen – aber wofür ist das hier, Barstowe?« Demonstrativ deutete Spellman auf den Stock, den der Ältere fast zur Gänze in den Falten seines weißen Klinik Kittels verbarg. »Ich meine, es ist ja nicht so, als wollten die ausbrechen!«

»Nein!« Barstowe senkte den Blick und wandte die Augen ab. »Es ist bloß so, dass ich mich da unten mit einem Schlagstock, äh ... sicherer fühle. Man kann schließlich nie wissen, oder?«

Als Spellman die Treppe emporstieg, bewahrte er vor seinem inneren Auge ein Bild von Barstowes Stock. Wenn einer der Vorgesetzten von der Waffe erfuhr, steckte Barstowe in ernstesten Schwierigkeiten. Nicht dass der gedrungene Pfleger den Insassen mit dem Ding ein Leid zufügen konnte – wurde ein Insasse durch die Gitterstäbe seines Gucklochs bedroht, brauchte

er lediglich an die Rückwand seiner Zelle zurückzuweichen und war in Sicherheit. Nein, es war wohl ganz so, wie Barstowe erklärt hatte: Sein Schlagstock war einfach dazu da, dass er sich besser fühlte.

Dennoch musste Spellman an die Schreie denken, die er jedes Mal bis tief in die Nacht hörte, wenn Barstowe in der Station im Untergeschoss Dienst hatte. Das Komische daran war, dass der angehende Pfleger später in jener Nacht – selbst im Obergeschoss in der offenen Station, in den Zimmern der vertrauenswürdigeren Patienten und den Korridoren zwischen diesen vergleichsweise wohnlichen Quartieren – immer noch die gedämpften, gequälten Echos aus der Hölle zu hören vermochte ...

Gegen Ende Oktober hatten sich Martin Spellmans Lektüre und Recherchen für sein Buch eher spezielleren Fällen zugewandt: nämlich Aberrationen, die allem Anschein nach unter dem Einfluss imaginärer beziehungsweise halluzinatorischer Kräfte von »außerhalb« standen. Zwischen einer ziemlichen Anzahl einigermaßen gut beglaubigter Fälle hatte er eindeutige Verbindungen festgestellt – Verbindungen, die insofern besonders interessant waren, als sie bei den betroffenen Parteien nahezu identische Fantasien, Träume und Wahnvorstellungen zeigten.

Da war zum Beispiel der sehr gut dokumentierte Fall von Joe Slater, dem Trapper aus den Catskill Mountains, dessen wahnsinnige Taten in den Jahren 1900/1901 nicht vom Mond beeinflusst waren, sondern anscheinend unter dem Einfluss eines Punktes oder Objekts am Himmel standen, wesentlich weiter entfernt als die Umlaufbahn des Erdsatelliten. In Spellmans Augen wurde die

Authentizität des Falles allerdings dadurch zunichtegemacht, dass der Chronist darauf beharrte, dass in Slater tatsächlich der Geist eines außerirdischen Wesens wohnte. Dann war da der deutsche Baron Ernst Kant, der vor seinem grässlichen, unerklärlichen Tod in einer westfälischen Nervenheilanstalt geglaubt hatte, jede seiner wahnsinnigen Handlungen würde von einer Kreatur kontrolliert, die er Yibb-Tstll nannte; beschrieben als »riesig und schwarz mit bebenden Brüsten und einem Anus an der Stirn, ein schwarzblütiges Wesen, dessen Hirn sich von seinen eigenen Ausscheidungen nährt ...«

In jüngerer Zeit gab es Dr. David Stephensons Aufzeichnungen über seine Beobachtungen an einer gewissen J.M. Freeth, einer zoophagen Wahnsinnigen, die lebendige Tiere fraß und deren erklärte Absicht darin bestand, so viele Leben wie möglich in sich aufzunehmen. Dies nahm sie, ähnlich wie Bram Stokers Renfield, in Angriff, indem sie Fliegen an Spinnen verfütterte, Spinnen an Spatzen und schließlich die Spatzen selbst verschlang! Auch ihr war, wie dem Wahnsinnigen in Stokers Geschichte, eine Katze verweigert worden, nachdem ihre Absichten auf der Hand lagen! Ihre merkwürdigen Vorlieben waren fester Bestandteil ihres Glaubens, dass eine übernatürliche, gottgleiche Kreatur über sie wache, die schließlich kommen würde, um sie zu befreien. Miss Freeths Obsessionen und ihre »lebensverzehrende« Manie waren keineswegs ein Einzelfall, und der Student Spellman sammelte eine Reihe ähnlicher Fälle und schrieb sie nieder.

Den Aufzeichnungen einer gewissen Irrenanstalt in Canton, Amerika, entnahm Spellman die entsetzliche Geschichte eines Insassen, der sich, vor seiner Flucht

samt anschließendem Verschwinden etwa sieben Jahre zuvor im Jahr 1928, seiner Unsterblichkeit völlig gewiss war, ebenso der Tatsache, dass er »auf ewig in Y'ha-nthlei inmitten von Pracht und Wundern wohnen werde ...«. Sein Schicksal (so selbstgerecht war er in seiner Überzeugung) stand unter dem Gebot »der Tiefen Wesen, Dagon und Lord Cthulhu«. Gemeinsam mit Ersterem diente er in der Anbetung und Verherrlichung des Letzteren – wer auch immer dies sein sollte oder was auch immer diese Namen zu bedeuten hatten! Es gab jedoch einen Hinweis bezüglich der Geistesverwirrung dieses letzten armen Unglücklichen. Seine vorquellenden Glupschaugen und die schuppige Haut verliehen ihm ein ausgesprochen fischartiges Aussehen, und man nahm an, dass diese körperlichen Anomalien ihn dazu veranlassten, zu oft und zu lange über bestimmte obskure Mythen und Legenden nachzudenken, die mit ozeanischen Gottheiten zu tun hatten. In diesem Zusammenhang schien es wahrscheinlich, dass sein »Dagon« das Gleiche war wie der mitunter auch Oannes genannte Fisch-Gott der Philister und Phönizier.

So wurden Spellmans Studien im Laufe der Wochen immer konkreter. Doch nie hätte er sich träumen lassen, dass in einer gewissen Zelle der Höllenstation ein Mann untergebracht war, dessen Fall mindestens ebenso seltsam war wie die übrigen, die er bislang für sein Buch zusammengetragen hatte.

Da Dr. Welford ungefähr mitbekam, in welche Richtung die Studien seines Schülers gingen, bat er ihn Mitte November, doch einmal Wilfried Larners Patientenakte

durchzulesen. Für gewöhnlich war Larner einer der ruhigeren Insassen der Hölle. Allerdings konnte der Mann sich innerhalb eines Augenblicks von einem einigermaßen selbst beherrschten Individuum in ein tobendes, wildes Tier verwandeln. Außerdem schien auch Larners Fall seinen Ursprung in jenen »äußeren« Regionen zu haben, die den angehenden Krankenpfleger so faszinierten.

So kam es, dass Martin Spellman in seinem Zimmer über der Kellerstation zum ersten Mal in nähere Berührung mit Larners Akte kam, und von Anfang an ging er vollkommen darin auf. Insbesondere die Erwähnungen eines gewissen »Schwarzen Buches« hatten es ihm angetan, genannt *Cthäat Aquadingen*, das sich angeblich auf die Beschwörung von Wasser- und Meeres-Elementargeistern sowie sonstiger »Dämonen« obskureren Ursprungs bezog. Offenbar war dieses Buch eine der Hauptursachen für Larners rapiden geistigen Verfall vor etwa zehn Jahren. Der Akte zufolge konnten seine Andeutungen, Anspielungen und die gelegentlich unverhohlenen blasphemische »Offenbarung« kaum als geeignete Lektüre für jemanden mit einem sensiblen, anfälligen Geist gelten.

Man konnte es Spellman kaum zum Vorwurf machen, dass er noch nie von dem Titel gehört hatte: *Cthäat Aquadingen*. Denn das Buch war lediglich einer verstreuten Handvoll Männer bekannt, die meisten von ihnen gelehrte Antiquare oder Studenten seltener alter Werke, manche davon Adepten weit dunklerer Dinge: der okkulten Wissenschaften. Tatsächlich existierten zu jener Zeit auf der ganzen Welt nur fünf Exemplare des Werkes in unterschiedlicher Gestalt: eines in der Privatbibliothek eines Londoner Sammlers; eines unter Verschluss im Britischen Museum – zusammen mit dem

*Necronomicon*, den *G'harne Fragmenten*, den *Pnakotischen Manuskripten*, dem *Liber Ivonis*, den gefürchteten *Cultes des Goules* und den *Offenbarungen des Glaaki*. Zwei weitere an noch obskureren, schwer zugänglichen Orten. Das fünfte Exemplar nun sollte bald in Spellmans ahnungslose Hände fallen.

Doch abgesehen von dem Buch hatte Lerner, während sein Zustand sich verschlechterte, bevor seine Schwester ihn in die Obhut der Anstalt gab, auch Zeitungsausschnitte über unerklärliche Phänomene aus aller Welt zusammengetragen. Ausschnitte, die – zumal aus dem oft engen Blickwinkel einer verwirrten Psyche betrachtet – die seltsamsten, beunruhigenden Bedeutungen annehmen konnten.

Spellman fragte sich, wo das Institut seine oft detaillierten Informationen über die Ereignisse herhatte, die zu Larners Zwangsunterbringung geführt hatten. In dieser Beziehung hatte er Glück, denn als er sich am nächsten Morgen bei Dr. Welford erkundigte, erfuhr er, dass Larners Schwester alle Dokumente, die für die Verwirrung ihres Bruders von Bedeutung waren, in die Hände der Irrenärzte des Instituts gelegt hatte. Sowohl die Akte mit Larners Zeitungsausschnitten als auch sein »*Cthäat Aquadingen*« (ein großes Bündel gehefteter DIN-A4-Seiten in Larners Handschrift; vermutlich von einem anderen Werk abgeschrieben) waren nach wie vor sicher in einem Schrank in Oakdeenes geräumigen Verwaltungsbüros verstaut – und Dr. Welford war dem Gedanken nicht abgeneigt, Spellman beides zumindest für ein paar Tage zur Verfügung zu stellen.

Aus dem umfangreichen Manuskript in Larners Handschrift wurde der Lehrling nicht schlau. Der

seltsame Inhalt enthielt zu viele Ungereimtheiten – merkwürdige Gegenüberstellungen im Satzbau und cetera, die anscheinend darauf hindeuteten, dass es sich um eine Übersetzung aus einer fremden Sprache handelte, möglicherweise Deutsch, und von jemand angefertigt war, der dieser Sprache nicht allzu mächtig war, womöglich Larner selbst. Andererseits hätte Larner seine Arbeit auch von einer anderen übersetzten Version kopiert haben können. Dann wiederum war es möglich, dass das gesamte Werk einfach von ihm stammte. Doch das schien nicht sehr wahrscheinlich.

Selbst wenn die Schilderung grässlicher Riten – scheußlicher magischer Zeremonien, die Tier- und Menschenopfer einschlossen – durch die schlechte Übersetzung litt, reichte sie mehr als aus, den angehenden Pfleger davon zu überzeugen, dass das Studium dieses Werkes tatsächlich einiges dazu beigetragen hatte, dass Larner in der Kellerstation der Anstalt landete. Da Spellman über ein sehr ausgeglichenes Wesen verfügte, sah er keinen Sinn darin, sich durch 300 oder 400 Seiten eines solchen Materials zu wühlen. Daher wandte er sich alsbald der Akte mit den Zeitungsausschnitten zu.

Nun, damit konnte man sich doch beschäftigen. Und welch ein Gewinn für Spellmans Buch! Die Akte mit den Ausschnitten steckte voller Dinge, die er gebrauchen konnte, dessen war er sich sicher. Es gab Ausschnitte aus über die ganze Welt verstreuten Quellen, aus London, Edinburgh und Dublin; aus Nord- und Südamerika, Haiti und Afrika; aus Frankreich, Indien und Malta; aus dem Troodos-Gebirge auf Zypern, aus dem australischen Outback und dem Teutoburger Wald in Westdeutschland. Bei der großen Mehrheit von ihnen

ging es um die Handlungen von Personen – sowohl einzeln als auch in Gruppen oder »Kulten« –, die angeblich von fremden Kräften beziehungsweise von Kräften von »außerhalb« beeinflusst wurden.

Sie deckten einen Zeitraum von Anfang Februar 1925 bis Mitte 1926 ab – und beschrieben minutiös Fälle von Panik, Manie und seltsamen Absonderlichkeiten. Während Spellman las, entdeckte er bald Verbindungen zwischen Berichten, die auf den ersten Blick scheinbar nichts miteinander zu tun hatten. Zwei Spalten der *News of the World* waren der Berichterstattung über den Fall eines Mannes gewidmet, der einen grässlichen Schrei ausstieß, ehe er aus einem Fenster im vierten Stock in den Tod sprang. Als man sein Zimmer untersuchte, fand man Hinweise darauf, dass der Selbstmord wohl mit so etwas wie einem magischen Ritual zu tun hatte. Auf den Boden war mit Kreide ein Pentagramm gezeichnet, und an die Wände war eine primitive Darstellung des blasphemischen Nyhargo-Codes gemalt. In Afrika berichteten entlegene Missionsstationen über ominöse Gerüchte bei kaum bekannten Wüsten- und Urwaldstämmen, und ein Ausschnitt legte dar, wie einem Erdgeist namens Shudmell Menschenopfer gebracht wurden. Spellman brauchte nicht lange, um diesen Bericht mit dem fantastischen und nach wie vor ungeklärten Verschwinden Sir Amery Wendy-Smiths und seines Neffen in Yorkshire 1933 in Verbindung zu bringen. Auch sie schienen besessen von der Überzeugung, dass sie nach dem Willen einer vergleichbaren »Gottheit«, eines gewissen Shudde M'ell »von gigantischem, schlangengleichem Aussehen, mit Tentakeln bewehrt wie ein Tintenfisch«, zum Tode verurteilt waren. In Kalifornien legte eine

ganze theosophische Kolonie weiße Roben an für eine »glorreiche Erfüllung«, die nie eintrat, und in Nordirland plünderten in abgelegenen Bezirken Jugendliche in weißen Roben drei Kirchen und brannten sie nieder, um Platz für »die Tempel eines größeren Herrn« zu schaffen. Auf den Philippinen empfanden amerikanische Offiziere während des gesamten Zeitraums bestimmte Stämme als außergewöhnlich aufrührerisch, und in Australien hatten sich 60 Prozent der Aborigines-Siedlungen vollständig vom Kontakt mit Weißen abgekapselt. Geheime Kulte und Gesellschaften auf der ganzen Welt kamen erstmals ans Licht der Öffentlichkeit und gestanden ein, welch diversen Göttern und Kräften sie huldigten, und erklärten, dass die Vision ihres Glaubens, eine »ultimative Auferstehung«, bevorstehe. Probleme in Irrenanstalten waren Legion, und Spellman wunderte sich, dass die Ärzteschaft alles so gelassen anging und die Parallelen nicht bemerkte und auch keine anderen als nur die banalsten Schlussfolgerungen zog.

In der ersten Nacht seines ernsthaften Studiums der Akte kam Spellman erst sehr spät ins Bett. Entsprechend spät stand er am nächsten Morgen auf. Dies war ein seltener Luxus, den er sich gönnte. Tatsächlich fühlte er sich den ganzen Tag irgendwie träge und teilnahmslos. Darum machte er sich nicht die Mühe, seine Recherchen fortzusetzen oder gar an seinem Buch zu arbeiten. Als an jenem Abend die Zeit für seine Spätschicht näher rückte, fühlte er sich immer noch müde und antriebslos, und erst da stellte er fest, dass er abermals für die verhassten Kellerstationen und die Hölle eingeteilt war. Erneut teilte Barstowe die Nachtschicht mit dem angehenden Krankenpfleger, und Spellman nahm an,

dass der froschartige Kerl noch vor Mitternacht nach unten kommen würde, um ihm sein übliches Angebot zu unterbreiten.

Um elf Uhr war er in der Kellerstation und begann seinen ersten eiligen Rundgang durch den morbiden Ort, da erschrak er, als er aus dem kleinen vergitterten Guckloch in der Tür der zweiten Zelle links seinen Namen hörte. Es war Larners Zelle, und anscheinend war der Mann in einem seiner klareren Zustände. Das kam dem Pflegelehrling sehr gelegen, denn er hatte ohnehin vorgehabt, bei der ersten Gelegenheit mit Larner zu sprechen. Jetzt sah er seine Chance gekommen.

»Wie geht es dir, Larner?«, erkundigte er sich vorsichtig und ging hin, um in das weiße Gesicht zu blicken, das in dem winzigen quadratischen Guckloch eingerahmt war. »Heute bist du aber gut gelaunt.«

»Ja, das bin ich, das bin ich – und ich hoffe, dass Sie mir helfen werden, dass es auch so bleibt ...«

»Oh? Und wie könnte ich von Nutzen sein?«

»Sagen Sie«, fragte Larner geheimnistuerisch, »wer hat heute Nacht mit Ihnen Dienst?«

»Pfleger Barstowe«, antwortete Spellman. »Warum fragst du?«

Doch Larner war von der Tür weggehuscht, kaum dass er Barstowes Namen hörte, sodass Spellman durch das Guckloch spähen musste, um ihn zu sehen.

»Was ist los, Larner? Kommst du mit Barstowe nicht zurecht?«

»Larner ist ein Unruhestifter, Spellman – wusstest du das nicht?«, erscholl hinter ihm plötzlich Barstowes kehlige, merkwürdig bedrohliche Stimme. Spellman fuhr zusammen, erschreckt von dem unerwarteten

Geräusch, und wandte sich dem gedrunghenen Pfleger zu, der sich still und leise angeschlichen haben musste. »Wie auch immer«, fuhr der hässliche Kerl fort, »seit wann ist es üblich, dass du mit den Insassen über das erfahrene Personal sprichst? Sehr komisches Verhalten das, Spellman.«

Aber der Lehrling war niemand, der sich leicht einschüchtern ließ, und die instinktive Angst, die Barstowes Auftauchen in ihm geweckt hatte, verwandelte sich umgehend in Wut, als er die verschleierte Drohung in der Frage des Älteren hörte. »Du überschreitest deine Grenzen, Barstowe ...«, antwortete er schroff, »... und was fällt dir überhaupt ein, hier unten herumzuschleichen? Wenn du glaubst, du könntest den Dienst mit mir tauschen, vergiss es – es gefällt mir nicht, wie die Leute hier sich verhalten, wenn du Dienst hast!« Spellman machte seine versteckte Anschuldigung und beobachtete Barstowes Reaktion.

Der erfahrene Krankenpfleger wurde ganz grau, als Spellman ihn derart herunterputzte, offensichtlich war er um eine Antwort verlegen. Als er schließlich den Mund aufmachte, hatte er seine »Spellman«-Haltung aufgegeben: »Ich ... Ich ... Worauf willst du hinaus, Martin? Warum? Ich bin nur hergekommen, um dir einen Gefallen zu tun. Ich bin doch nicht blind. Jeder sieht doch, dass es dir hier unten nicht gefällt. Aber das hast du dir jetzt selbst zuzuschreiben, Martin. Ich werde dir nicht mehr anbieten, dir zu helfen – darauf kannst du Gift nehmen.«

»Das passt mir gut, Barstowe – aber solltest du nicht besser wieder nach oben gehen? Inzwischen könnte die Hälfte der Insassen draußen auf dem Gelände

herumlaufen – oder haben die zu viel Angst vor deinem Stock, um es zu versuchen?« Barstowes graues Gesicht wurde noch blasser, unwillkürlich zuckte seine rechte Hand unter den Falten seines Kittels, als sein Schlagstock erwähnt wurde. »Du hast ihn dabei, oder?« Demonstrativ starrte Spellman auf die verräterische Beule in der Klinikkleidung des froschartigen Mannes. »An deiner Stelle hätte ich mir nicht die Mühe gemacht. Heute Abend wirst du ihn nicht brauchen – zumindest nicht hier unten.«

Barstowe schien in sich zusammenzuschrumpfen, die Farbe wich vollständig aus seinem Gesicht. Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und rannte beinahe den Korridor entlang und die steinernen Stufen empor. Erst als der gedrungene Pfleger hastig die Stufen erklomm, merkte Spellman, dass die Gucklöcher in den Türen, die den Korridor säumten, alle besetzt waren. Die winzigen vergitterten Öffnungen umrahmten aufgewühlte Gesichter in verschiedenen Stadien der Erregung, die Blicke wie gebannt auf die sich entfernende Gestalt des hässlichen Mannes gerichtet. Spellman schauderte bei dem offensichtlichen Hass, den diese irren Gesichter und Augen spiegelten.

Bei seinem nächsten Rundgang durch die Hölle eine Stunde später versuchte Martin Spellman, mit den drei oder vier Insassen der Kellerstation zu sprechen, die sich hin und wieder verständlich machen konnten. Vergebens! Noch nicht einmal Larner wollte etwas mit ihm zu tun haben. Und doch war dem angehenden Pfleger, als nähme er eine Atmosphäre der Zufriedenheit wahr. Ein eigenartiges Gefühl der Sicherheit strömte fast greifbar hinter jenen verschlossenen Türen und aus den Wänden der Gummizellen hervor ...

Für mindestens eine Woche nach dem Vorfall mit Barstowe fühlte Spellman sich versucht, das seltsame Verhalten des Mannes vor Dr. Welford anzusprechen. Allerdings wollte er Barstowe keinen wirklichen Schaden zufügen. Schließlich hatte er keinen ernsthaften Beleg dafür, dass der Mann seine Pflichten nicht ordnungsgemäß versah, und die Tatsache, dass er bei jedem Gang in die Kellerstation einen Stock dabei hatte, konnte kaum als schlüssiger Beweis für eine unprofessionelle Absicht gelten. Es gab überhaupt keine Möglichkeit, dass Barstowe seine Waffe benutzen konnte. Es verhielt sich wohl schlicht und einfach so, dass der Mann ein ziemlich widerlicher Feigling war, nichts weiter – jemand, den man meiden und nicht weiter beachten sollte, gewiss, der es aber eigentlich gar nicht wert war, dass man sich den Kopf über ihn zerbrach.

Außerdem war die wirtschaftliche Lage momentan nicht allzu gut. Spellman wollte keinen arbeitslosen Barstowe auf dem Gewissen haben. Jedoch erkundigte er sich diskret bei den übrigen Pflegern. Zwar schien es, dass sich keiner von ihnen besonders für Barstowe interessierte. Aber es war ebenfalls offensichtlich, dass niemand ihn für besonders schlimm oder gar für einen schlechten Krankenpfleger hielt. Und so ließ Spellman die Angelegenheit auf sich beruhen ...

Gegen Ende November hörte Spellman zum ersten Mal von der Neuigkeit, dass Barstowe in eins der Quartiere im Haus ziehen wollte. Anscheinend erwartete die Vermieterin, bei der der gedrungene Mann wohnte, ihren Sohn aus dem Ausland zurück und benötigte Barstowes Zimmer. Nur wenige Tage später wurde die unerfreuliche

Möglichkeit Realität, als der sonderbar abstoßende Pfleger tatsächlich in eins der vier Apartments im Erdgeschoss zog; und kaum war er eingezogen, da kam am Ende des Monats der erste Hauch des Grauens nach Oakdeene.

Manchmal hielt Martin Spellman es einfach nicht mehr aus und brauchte Abwechslung von seiner Umgebung. Es geschah in den frühen Morgenstunden nach einem jener seltenen Abende, an denen er sich von Harold Moody dazu überreden ließ, im Dorf Oakdeene etwas trinken zu gehen. Eigentlich trank Martin nicht viel Alkohol, seine Grenze lag normalerweise bei lediglich drei, vier Bier. Aber an jenem Abend fühlte er sich in Stimmung, mit dem Ergebnis, dass er, als er mit Moody kurz vor Mitternacht ins Sanatorium zurückkehrte, mehr als genügend Bettschwere hatte.

Das Bier war es auch, das Martin Spellman davor bewahrte, womöglich in die Sache verstrickt zu werden, als das Grauen begann. Denn zu jeder anderen Zeit hätten ihn die grässlichen Schreie und das wahnsinnige Kreischen aus der Kellerstation mit Sicherheit aus dem Schlaf geschreckt. Unter den gegebenen Umständen verpasste er die ganze »Aufregung«, wie Harold Moody es am nächsten Morgen nannte, als er in das Zimmer des Lehrlings ging, um ihn wach zu rütteln.

Die »Aufregung« bestand darin, dass vier Stunden zuvor, gegen drei Uhr morgens, einer der schlimmsten Bewohner der Höllenstation verstorben war, nachdem er einen besonders schrecklichen Anfall bekommen hatte. Während seines Anfalls hatte der Mann, ein gewisser Gordon Merritt, seit 20 Jahren ein hoffnungsloser Irrer, es irgendwie bewerkstelligt, sich selbst ein Auge auszustechen!

Erst später dachte Spellman daran, sich danach zu erkundigen, welcher der Pfleger das Pech gehabt hatte, gerade Dienst zu schieben, als Merritt seinen letzten, tödlichen Anfall bekam. Eine fast unbewusste, merkwürdige Vorahnung ließ ihn erbeben, als man ihm sagte, dass es Barstowe gewesen sei!

In den beiden Wochen, die auf Merritts Tod folgten, blieb Barstowe meist für sich. Er kapselte sich wesentlich mehr ab als je zuvor, und er hatte sich nie gern unter die Leute gemischt. Hätte Spellman es nicht besser gewusst, hätte er niemals vermutet, dass Barstowe überhaupt in der Anstalt wohnte. Die Wahrheit war, dass die Direktoren von Oakdeene alles andere als glücklich über die Anfrage gewesen waren, und es wurde angenommen, dass sie dem gedrungenen Pfleger ordentlich die Leviten gelesen hatten – denn seine Reaktionen auf den Sachverhalt in der Nacht des Vorfalls waren ineffizient und insgesamt zu langsam. Gemeinhin nahm man an, dass Merritts Anfall sehr wohl hätte vermieden werden können, wäre Barstowe ein wenig schneller zur Stelle gewesen ...

Am 13. Dezember hatte Spellman wieder Nachtdienst, und abermals war es sein Schicksal, jede Stunde einen Rundgang durch die als Hölle verrufene Station zu machen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er gar nicht bemerkt, dass er unbewusst auch nur die geringste Absicht hegte, weitere Einzelheiten über die Fakten rund um Merritts Tod in Erfahrung zu bringen. Ihm war lediglich klar, dass ihn *irgendetwas* schon viel zu lange störte und dass es gewisse Dinge gab, die er gern gewusst hätte; gleich bei seinem ersten Besuch in der



Brian Lumley wurde 1937 in England geboren, wo er nach Aufenthalten in den USA, Italien, Deutschland, Frankreich, Zypern, Malta und einem Dutzend griechischer Inseln bis zu seinem Tod am 2. Januar 2024 lebte. Nachdem er 1981 seine Militärkarriere beendete, lebte er als freier Schriftsteller.

Seine ersten Veröffentlichungen standen noch ganz unter dem Einfluss H. P. Lovecrafts, dem modernen Meister der fantastischen Literatur. Zu Bestseller wurde die Romane der Reihe *Necroscope*.

Brian Lumley schrieb etwa 55 Bücher, überwiegend Horror- und Dark-Fantasy-Romane.